

Feministische Geo-RundMail

Informationen rund um feministische Geographie

Nr. 60 | Juli 2014

INTERSECTIONALITY a fun guide



Bob is a stripey blue triangle.
AND SHOULD BE PROUD.
yay! me!

SADLY SOME PEOPLE DO NOT LIKE Bob. Bob
FACES OPPRESSION FOR BEING A TRIANGLE, &
FOR HAVING STRIPES.



LUCKILY, THERE ARE LIBERATION GROUPS!
BUT THEY AREN'T INTERSECTIONAL.
SO THEY LOOK LIKE THIS



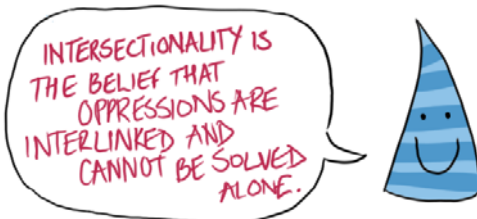
THEY DON'T TALK TO EACH OTHER.
IN FACT, THEY COMPETE.



BOB CAN'T WORK
OUT WHERE TO
GO.



BOB WISHES THAT THE
TRIANGLES AND STRIPES
COULD WORK TOGETHER



OPPRESSIONS ARE NOT ISOLATED.
INTERSECTIONALITY NOW!

miriamdobson.wordpress.com

@MiriamDobson

Liebe Leser_innen,

„Intersektionalität gewinnt als heuristische Forschungsperspektive in der Geographie zunehmend an Bedeutung“ – so leiteten wir etwas vollmundig im Vorfeld des letzten Geographentags in Passau unseren Aufruf für eine Fachsitzung zum Themenfeld „Intersektionalität“ ein. Von wegen! Die geringe Anzahl der eingegangenen Vortragsangebote hat uns eines Besseren belehrt; na gut, jedenfalls vor Augen geführt, die eigene Arbeit nicht zu wichtig zu nehmen. Natürlich bemisst sich die Relevanz von Themen nicht an Zahlen, und – nicht nur nebenbei bemerkt – die Vorträge zu Intersektionalität, die schließlich im Rahmen der Sitzung des AK-Geographie und Geschlecht präsentiert wurden, haben sehr spannende und weiterführende Fragen aufgeworfen, Diskussionen provoziert und deutlich gemacht, wie gewinnbringend die Intersektionalitätsperspektive für geographische Forschung sein kann. Und dennoch zeigt sich, dass dieser Ansatz in der Geographie bei Weitem nicht so verbreitet ist wie in unseren Nachbardisziplinen: Was ist also los mit der geographischen Intersektionalitätsforschung? Welche Rolle spielt diese Perspektive in der (feministischen) Geographie wirklich? Brauchen wir den Intersektionalitätsansatz überhaupt, oder denken Geograph_innen per se schon immer in intersektionalen Gedankengebäuden?

Dieses Themenheft ist – nach seinem sehr informativen Vorläufer aus dem Jahr 2010 – der erneute Versuch, die Frage in den Mittelpunkt zu rücken, inwieweit die Geographie mit ihrem Fokus auf räumliche Ungleichheitslagen die interdisziplinäre Stoßrichtung des Intersektionalitätskonzepts bereichern kann. Hierzu macht die vorliegende Geo-RundMail drei Vorschläge. Inken Carstensen-Egwuom kundschafftet für uns zunächst einige Pfade aus, welche die deutsche Rezeption des Intersektionalitätskonzepts in eine ganz spezifische Bahn gelenkt haben. Wie viele andere Konzeptdebatten, muss sich auch die Intersektionalität seit Beginn ihrer Adaption im deutschsprachigen Raum vor allem Fragen ihrer theoretischen Reichweite und Methodisierbarkeit stellen. Wie erfrischend und ergiebig ist hingegen Inkens Plädoyer für eine Politisierung des Konzepts – eine Herangehensweise, die sie auch sogleich für ihren Gegenstand fruchtbar macht, indem sie uns in diesem Rundbrief einen Einblick in ihre Forschung zur intersektionalen Positionierung von nigerianischen Migrant_innen in der Stadt Bremen gewährt. Julia Richter wendet anschließend die Perspektive der Intersektionalität auf das Zusammenwirken der Kategorien Behinderung und Raum an. Sie verweist zunächst auf die Schwierigkeiten, Behinderung mit den mehr oder weniger etablierten Kategorien „Körper“ oder „Gesundheit“ überhaupt fassen zu können. Für

uns Geograph_innen besonders interessant, zeigt sie dann auf, dass der gesellschaftlich gestaltete Raum von behinderten Menschen insbesondere als Barriere und Bedrohung erlebt werden kann, Behinderung aber auch zu ganz anderen Raumerfahrungen führen kann. Schließlich geben wir einen kurzen Einblick in unser eigenes Forschungsprojekt zum „Stadtteilmütter“-Programm in Berlin-Neukölln. Die Anwendung der Intersektionalitätsperspektive auf diesen Forschungsgegenstand liegt dabei gewissermaßen auf der Hand: Hier werden geschlechtliche, ethnische und räumliche Ungleichheiten nicht nur reproduziert und überlagert, sondern ihre Überkreuzung explizit zum Programm erhoben.

Die Einblicke in die drei Projekte sollen dazu einladen, das Potenzial der Intersektionalitätsperspektive auf der Ebene konkreter Forschungsarbeiten kennenzulernen. Wir möchten uns an dieser Stelle bei allen Kolleginnen bedanken, die mit ihren Beiträgen den vorliegenden Newsletter bereichert haben.



Nadine Marquardt und Verena Schreiber

Inhaltsverzeichnis

- 3 *Inken Carstensen-Egwuom*: Intersektionalität politisieren – Emanzipatorische Bewegungen intersektional denken
- 6 *Julia Richter*: Intersektionalität und Behinderung – Annäherung an ein vielseitiges Thema
- 10 *Nadine Marquardt und Verena Schreiber*: Das „Stadtteilmütter“-Programm in Berlin-Neukölln und die Produktion intersektionaler Positionen in der Stadtteilpolitik
- 13 Literatur und Forschungsportale zum Themenschwerpunkt
- 13 Veranstaltungen zum Themenschwerpunkt
- 14 Nachrichten und Aufrufe
- 14 Tagungen, Veranstaltungen und Calls for Paper
- 16 Stellenausschreibungen
- 16 Nächste Feministische GeoRundMail: Ausblick und Aufruf
- 16 Impressum

Themenschwerpunkt Intersektionalität

Diskussionsbeiträge und Forschungsperspektiven

Inken Carstensen-Egwuom

Intersektionalität politisieren – Emanzipatorische Bewegungen intersektional denken

Die folgenden Überlegungen sind im Rahmen meines Disserationsprojektes zur intersektionalen Positionierung von nigerianischen Migrant_innen in der Stadt Bremen entstanden. In theoretischer Perspektive versuche ich dabei, eine transnationale Sichtweise auf intersektionale Positionierungen zu entwickeln. Im Zuge der Beschäftigung mit dem Konzept der „Intersektionalität“ geht es auch darum, die theoretischen Bewegungen und Verschiebungen bei der „transatlantischen Reise“ der Rede von Intersektionalität zu ergründen: Mit welchen Herausforderungen und Widersprüchlichkeiten ist die Reise dieses im US-amerikanischen Kontext entstandenen Konzeptes in den deutschsprachigen Diskurs verbunden? Welche unterschiedlichen Fragen ergeben sich aus unterschiedlichen Ansätzen und Konzeptualisierungen von „Intersektionalität“?

Die merkwürdige Übersetzung eines Buchs zur Intersektionalität

Zwei Dinge sind auffällig am Buch *Fokus Intersektionalität* (Lutz et al. 2013), das auf Englisch zwei Jahre zuvor als *Framing Intersectionality* (Lutz et al. 2011) erschienen ist: Erstens taucht ein Beitrag in der deutschen Version nicht mehr auf (Lykke 2011), und zweitens – das erscheint mir zentral – wurde das Postskript des Buchs ausgetauscht: Im englischsprachigen Buch kommt Kimberlé Crenshaw (Crenshaw 2011) zu Wort, die Ende der 1980er Jahre den Begriff der Intersektionalität prägte (Crenshaw 1989), in der deutschsprachigen Ausgabe Katharina Walgenbach (Walgenbach 2013).

Diese Veränderung interpretiere ich als Zeichen von Widersprüchlichkeiten, unterschiedlichen „Rahmungen“ und Veränderungen des Konzeptes der Intersektionalität „auf der Reise“ in die deutschsprachige Diskussion: Das, was im englischsprachigen Diskurs sagbar und notwendig ist, erscheint im deutschen Text nicht – auch nicht als Zitation bei Walgenbach. Das Sammelwerk fasst in der deutschen und englischen Fassung die Ergebnisse der Konferenz „Celebrating Intersectionality?“ im Januar 2009 in Frankfurt/Main zusammen. Die „Lehren“ aus dieser Konferenz werden der deutschsprachigen Leserschaft anders präsentiert als der englischsprachigen. Was also wurde im deutschsprachigen Buch ausgelassen?

In ihrem Text artikuliert Crenshaw ihr Gefühl des Befremdens angesichts der Fragen, welche die Organisator_innen der Konferenz in Frankfurt den einzelnen Autor_innen des Sammelwerks zum Konzept der Intersektionalität stellen. Sie zitiert diese Fragen folgendermaßen: „Can such an all-round, catch-it-all-concept possibly be more than a ‚buzzword‘? Can it be regarded as approximating an overarching theory of oppression and marginalisation at all? What are its geographical, topical and methodological limits?“ (Crenshaw 2011, S. 222).

In diesen drei Fragen sieht sie die Diskussionen und Konflikte der Konferenz wiederaufleben: Ihr scheint, dass das Was, Wie und Warum von Intersektionalität im deutschsprachigen Raum ihrem eigenen Ansatz nicht entspricht, denn eine definitive Artikulation über die „grand objectives, mechanisms, and trajectories“ (Crenshaw 2011, S. 222) von Intersektionalität sind ihrer Meinung nach nicht Ziel des Konzeptes. Dieses Bedürfnis nach großen Würfeln und übergeordneten Theorien, auch nach methodologischen Klarheiten und Handwerkzeugen (Crenshaw 2011, S. 222f.) nimmt sie im deutschsprachigen Raum verstärkt wahr. Ihr selbst geht es jedoch nicht darum, theoretisch zu diskutieren, ob ihr Konzept eine übergeordnete Theorie der Unterdrückung oder der Ungleichheit ist, oder ob es bestimmte (vordefinierte, konzeptuelle) Grenzen hat. Das würde bedeuten, Intersektionalität an den Standards soziologischer Großtheorien mit ihrem totalisierenden Gestus zu messen (Crenshaw 2011, S. 232). Eine solche Großtheorie sollte Intersektionalität aus ihrer Sicht nie sein. Das Konzept war und ist für sie eher eine analytische Idee, ein heuristisches und hermeneutisches Werkzeug, das bestimmte Probleme überhaupt artikulierbar macht(e).

„My own take on how to know intersectionality has been to do intersectionality, to assess what intersectionality can produce is to canvass what scholars, activists and policymakers have done under its rubric. [...] What I have done was to use intersectionality as a prism for examining a host of issues, conditions, policies and rhetorics.“ (Crenshaw 2011, S. 222).

Intersektionalität als Tätigkeit – Andere Schwerpunkte und Fragen

Dieser Fokus auf das „Tun“ lehnt sich stärker an politische Bewegungen an und fokussiert auf die Schaffung von Grundlagen und Bedingungen, damit Kollektive transformatives Handeln anstoßen können. Daher ist Intersektionalität für Crenshaw (ebd.) nicht nur ein theoretisches Konzept, sondern eingebettet in praktisch-politische Projekte. „If a theory draws attention to dynamics that are constitutive but that are usually overlooked, I consider it useful not solely as an analytical tool, but as a potential template for intervention.“

Intersektionalität ist also ein Konzept, das dabei helfen kann, politische Interventionen zu betrachten und auch zu formulieren. „[D]rawing attention to the real-world consequences of non-intersectional interventions that are thought to be inclusive and universal is a project that is both academic and practical“ (Crenshaw 2011, S. 232). Ihr Analysefokus sind also politische Interventionen, die ein universalistisches, inklusives Ziel haben. Durch eine intersektionale Herangehensweise deckt sie dann Widersprüchlichkeiten und „blinde Flecke“ solcher Politiken auf. Das Beispiel in ihrem Text von 1989 war die Antidiskriminierungsgesetzgebung in den USA (Crenshaw 1989). Dabei zeigt sich ein zentraler Punkt des Intersektionalitätsverständnisses von Crenshaw: Jede emanzipatorische Politik, Intervention, Freiheitsbewegung und jede Art von progressiv-kritischen politischen Aktionen kann über Assoziationen und Bewertungen, was genau Freiheit und ein gutes Leben darstellt, wie die Welt idealerweise sein sollte und was die universell gültige „fortschrittlichste“ Lebensweise ist, in Komplizenschaft mit herrschenden Gruppen andere ausschließen und zur Stabilisierung von Macht- und Unterdrückungsverhältnissen beitragen. Und jede Art von emanzipatorischer Politik hat daher bestimmte eigene „blinde Flecke“, die aus intersektionaler Perspektive kritisiert werden können. Das Streben nach einer übergreifenden, komplexen Ungleichheitstheorie oder nach generellen methodischen Werkzeugen verzerrt laut Crenshaws Befürchtungen diese politische Kernbotschaft. Dass die Artikulation dieser Kritik und dieser Bedenken von Crenshaw im deutschsprachigen Buch nicht auftaucht, ist bedenklich und zeigt eine Tendenz der „Depolitisierung“ von Intersektionalität im deutschsprachigen Raum, auf die bereits verschiedentlich v.a. von wissenschaftlichen „Grenzgänger_innen“ zwischen anglophonen und deutschsprachigen Debatten hingewiesen wurde (Gutierrez-Rodriguez 2011; Erel et al. 2008).

Bilge (2013) betont dabei, dass eine Einhegung kritischer Konzepte in einen „disziplinären“ Feminismus oder

in eine „allgemein anerkannte Wissenschaft“ immer auch eine Depolitisierung mit sich bringe. Sie hält es dagegen für notwendig, hegemoniale Konzepte der Wissenschaft und der Wissensproduktion aus einer klaren kritischen Positionierung immer wieder herauszufordern. So sucht sie in der Analyse von progressiven Politiken nach Wegen von „non-oppressive coalition building and claims-making“ (Bilge 2013, S. 408). Dies bedeutet, Bewegungen für soziale Gerechtigkeit, Emanzipation und Demokratisierung (selbst-)kritisch nach exkludierenden und unterdrückenden Rhetoriken und Praktiken zu befragen.

Daher geht es bei der Verwendung des Konzeptes der Intersektionalität also nicht um die Frage: „Wie können wir die Positionierung von Gruppe xy oder allgemein die Ungleichheit in der Gesellschaft xy intersektional analysieren und damit zeigen, dass unterschiedliche Differenzlinien und soziale Ungleichheitsverhältnisse eine Rolle spielen?“, sondern um die Frage: „Wie kann emanzipatorische Politik und Vernetzung gestaltet werden, die nicht wiederum bestimmte Gruppen herabsetzt, ausschließt oder als ‚entwicklungsbedürftig‘ darstellt?“

Überlegungen zu einem Beispiel

Die Bedeutung dieser letztgenannten Frage ist mir selbst v.a. durch die informellen politischen Debatten von Teilnehmer_innen an den Gruppendiskussionen meiner empirischen Erhebung deutlich geworden: In Nigeria wurde Anfang Januar 2014 das „Same Sex Marriage (prohibition)“-Gesetz durch den Präsidenten unterzeichnet und in Kraft gesetzt. Es enthält Passagen, die sexuelle Handlungen zwischen gleichgeschlechtlichen Partnern, die Schließung von Ehen oder Partnerschaften zwischen Menschen gleichen Geschlechts, sowie die Unterstützung von Organisationen, die sich für die Rechte von Schwulen und Lesben einsetzen, kriminalisieren und mit Strafen von bis zu 14 Jahren Gefängnis belegen (<http://ayosogunro.files.wordpress.com/2014/01/same-sex-bill.pdf>). Öffentliche und politische Proteste und Bewegungen gegen dieses Gesetz (z. B. in England) und Androhungen von EZ-Kürzungen wurden von meinen Gesprächspartner_innen als neokoloniales Verhalten und als Verfestigung und Produktion von dichotomen Vorstellungen über „unterentwickelte“ afrikanische Länder (mit „sexistischen“ oder „homophoben“ Politiken), und einen „entwickelten, aufgeklärten, humanen Westen“ (mit „liberalen“ und „fortschrittlichen“ Geschlechterordnungen) interpretiert.

Aus dieser Perspektive sind sogenannte „Anti-Gay-Laws“ in der Wahrnehmung einiger meiner nigerianischen Gesprächspartner_innen ein Ausdruck von Emanzipation und der Wertschätzung der eigenen Kultur gegen gewalt- und erpresserisch vorgehende Ex-Kolonialmächte.

Diese Wahrnehmung weist auf einen intersektional artikulierbaren „blinden Fleck“ hin: Wenn die Kolonialgeschichte mit ihren symbolischen und materiellen Unterdrückungs- und Ausbeutungsverhältnissen und die derzeitige globale Ungleichheit nicht beachtet wird, können transnationale, universalistisch auf „alle LGBTIs“ zielende Bewegungen mit Hinweisen auf postkoloniale Emanzipation und kulturelle Anerkennung abgewehrt werden. Kerner (2010, S. 250) betont: Geschlechterordnungen mit ihren Normen, Institutionalisierungen und Regularien waren ein integraler Teil des kolonialen sowie des missionarischen Projektes. Auf dieser Basis ist es wenig verwunderlich, dass die Geschlechterordnung auch für antikoloniale Bewegungen eine symbolische Bedeutung bekommt und inter- und transnationale geschlechterpolitische Interventionen vor großen Herausforderungen stehen.

Solche Komplexitäten von universalistischen politischen Interventionen aufzuzeigen, entsprechende „blinde Flecken“ zu benennen und so tatsächlich Formen von „non-oppressive coalition building“ zu suchen, scheint aus dieser Perspektive eine zentrale Aufgabe für intersektionale, politisierte Arbeit zu sein.

„Intersektionalität“ und Grenzen...

Die Reise des Konzeptes der Intersektionalität in den deutschsprachigen Kontext erscheint vor diesem Hintergrund durchsetzt von diskursiven und praktischen Grenzen und ist damit aus geographischer Perspektive überaus anregend. Die (geographischen, thematischen und methodologischen) Grenzen des Konzeptes der Intersektionalität „an sich“ sind möglicherweise gar nicht so klar benennbar. Es erscheint mir fruchtbarer, die Verwendung des Konzeptes nachzuzeichnen und zu ergründen, welche Grenzen dabei eigentlich relevant werden: Es zeigen sich Grenzen zwischen politik-, kultur- und sozialwissenschaftlicher Arbeit, es geht um Unterschiede und Grenzen zwischen US-amerikanischem und deutschsprachigem Kontext, es wird gerungen um Grenzen zwischen den Feldern der Politik und der Wissenschaft und nicht zuletzt zeigen sich Grenzen des Denkens in universalistischen Konzepten.

Literatur

- Bilge, Sirma (2013): Intersectionality Undone. Saving Intersectionality from Feminist Intersectionality Studies. In: Du Bois Review 10 (2), S. 405-425.
- Crenshaw, Kimberlé (1989): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist

- Politics. In: University of Chicago Legal Forum (Hrsg.): *Feminism in the Law: Theory, Practice and Criticism*. Chicago, S. 139-168.
- Crenshaw, Kimberlé (2011): Postscript. In: Lutz, Helma, Vivar, Maria Teresa Herrera und Supik, Linda (Hrsg.): *Framing Intersectionality. Debates on a Multi-Faceted Concept in Gender Studies*. Farnham, S. 221-233.
- Erel, Umut; Haritaworn, Jin, Gutiérrez-Rodríguez, Encarnación und Klesse, Christian (2008): On the Depoliticisation of Intersectionality Talk. Conceptualising Multiple Oppressions in Critical Sexuality Studies. In: Kuntsman, Adi und Miyake, Esperanza (Hrsg.): *Out of Place. Interrogating Silences in Queerness/Raciality*. York, S. 271-298.
- Gutiérrez-Rodríguez, Encarnación (2011): Intersektionalität oder: Wie nicht über Rassismus sprechen? In: Hess, Sabine, Langreiter, Nikola und Timm, Elisabeth (Hrsg.): *Intersektionalität revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen. Kultur und soziale Praxis*. Bielefeld, S. 77-100.
- Kerner, Ina (2010): Verhält sich intersektional zu lokal wie postkolonial zu global? Zur Relation von postkolonialen Studien und Intersektionalitätsforschung. In: Reuter, Julia und Villa, Paula-Irene (Hrsg.): *Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention*. Bielefeld, S. 237-258.
- Lutz, Helma; Vivar, Maria Teresa Herrera und Supik, Linda (Hrsg.) (2013): *Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes*. Wiesbaden.
- Lutz, Helma, Vivar, Maria Teresa Herrera und Supik, Linda (Hrsg.) (2011): *Framing Intersectionality. Debates on a Multi-Faceted Concept in Gender Studies*. Farnham.
- Lykke, Nina (2011): Intersectional Analysis: Black Box or Useful Critical Feminist Thinking Technology? In: Lutz, Helma, Vivar, Maria Teresa Herrera und Supik, Linda (Hrsg.): *Framing Intersectionality. Debates on a Multi-Faceted Concept in Gender Studies*. Farnham, S. 207-220.
- Walgenbach, Katharina (2013): Postscriptum: Intersektionalität – Offenheit, interne Kontroversen und Komplexität als Ressourcen eines gemeinsamen Orientierungsrahmens. In: Lutz, Helma, Vivar, Maria Teresa Herrera und Supik, Linda (Hrsg.): *Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes*. Wiesbaden, S. 245-256.

Julia Richter

Intersektionalität und Behinderung – Annäherung an ein vielseitiges Thema

„Disability is the new gender“, schreibt Hirschmann (2012, S. 396) und fügt hinzu: „Disability intersects with all vectors of identity, since disability affects people of all classes, races, ethnicities, and religions, male and female, straight and gay“ (ebd., S. 397). Dennoch wurde Behinderung von Ansätzen, die sich mit Unterdrückung und gesellschaftlicher Diskriminierung befassten, lange Zeit eher vernachlässigt. Dieser Artikel will als Annäherung an das komplexe Thema zunächst Behinderung als eine Kategorie von Intersektionalität in den Fokus stellen und Merkmale diskutieren, die Behinderung als Kategorie in Zusammenhang mit Intersektionalität aufweist. Im Weiteren beschäftigt er sich mit der Diversität der Behinderung(en) und analysiert einige der räumlichen Auswirkungen, die Behinderung haben kann.

Behinderung in Modellen der Intersektionalität

Die Intersektionalitätsforschung ist sich darüber einig, dass Identität und damit die gesellschaftliche Situierung des Subjekts von einer Vielzahl an Kategorien, wie Hautfarbe, Sexualität, Ethnizität und Klasse beeinflusst wird. Uneinigkeit herrscht indes darüber, welche Kategorien überhaupt eine Rolle spielen können (vgl. Strüver 2010, S. 7) sowie über die Frage nach der Wichtigkeit bzw. dem Zusammenwirken der verschiedenen Kategorien. „Behinderung“ bzw. „Körper“ wurde, im Gegensatz zu den Kategorien *race*, *class* und *gender* nicht immer in den Diskurs eingeschlossen, findet aktuell aber zunehmend Eingang in die Debatte. Lutz und Wenning (2001, S. 20) nennen beispielsweise auch die Kategorie „Gesundheit“ als eine von insgesamt dreizehn relevanten Kategorien. Dabei bleibt unklar, ob „Behinderung“ zu „Gesundheit“ zählen soll, weil es zwischen beiden Konzepten zwar eine Schnittmenge gibt, aber weder jede(r) Kranke behindert noch jede(r) Behinderte krank ist. Der Begriff „Körper“ könnte hier als Oberbegriff u.a. Krankheit und Behinderung umfassen.

Degele und Winker (2007, S. 2) betonen, dass Intersektionalität auf drei verschiedenen Ebenen analysiert werden sollte, wobei interaktiv hergestellte Prozesse der Identitätsbildung (Mikroebene), die gesellschaftlichen Strukturen/Institutionen (Makroebene) sowie kulturelle Symbole (Repräsentationsebene) unterschieden werden. Auf der individuellen Ebene haben sie „Arbeit“, „Einkommen/Vermögen“, „Bildung“, „soziale Herkunft/Familie/soziale Netze“, „Generativität“, „Geschlechtszuordnung“, „sexuelle Orientierung“, „nationalstaatliche Zugehörigkeit“, „Ethnizität“, „Region“, „Religion/Weltanschauung“, „Alter“, „körperliche Verfasstheit/Gesundheit“ und „Attraktivität“ als Kate-

gorien identifiziert. Auf den beiden anderen Ebenen ziehen Degele und Winker in Anlehnung an Haraway (1991, S. 129) die Kategorien „Klasse“, „Geschlecht“, „Rasse“ und „Körper“ heran. „Behinderung“ fällt hier in den Bereich „körperliche Verfasstheit/Gesundheit“ bzw. „Körper“, hängt aber durch gesellschaftliche Vorstellungen von einem idealen Körper manchmal auch mit „Attraktivität“ zusammen. Dass auch ein unvollkommener Körper als attraktiv empfunden werden kann, zeigt u.a. Davis (1997, S. 51ff.) am Beispiel der Venus von Milo.

Wie sich Behinderung auf institutioneller Ebene zu anderen Kategorien verhält, macht das Beispiel Alexander Görsdorfs deutlich. Der spätere taube Soziologe berichtet auf seinem Blog „notquitelikebeethoven“ unter der Überschrift „Sie sind hier falsch, wir sind hier Akademiker!“ von seinem Erlebnis in der Bundesagentur für Arbeit, an die er sich nach Beendigung seines Studiums auf Arbeitssuche wandte. Im Arbeitsamt gab es einerseits speziell geschulte Mitarbeiter für Akademiker und andererseits für Menschen mit Behinderungen. Görsdorf wurde von einem Mitarbeiter an den Berater für Menschen mit Behinderungen verwiesen und merkte, dass ihm die Zuordnung widerstrebte (vgl. Görsdorf 2010, o.S.). Intersektionale Gesichtspunkte bleiben bei diesen Kategorien unberücksichtigt. Die Episode zeigt zwei Dinge: zum einen die fehlende Berücksichtigung intersektionaler Verflechtungen in staatlichen Institutionen und zum anderen die Dominanz einer Kategorie je nach Situation und Perspektive. Was es für ein Individuum bedeutet, unterschiedliche Identitätskategorien annehmen bzw. ablegen zu können oder diese von außen zugeschrieben zu bekommen, hat Valentine (2007) untersucht. Dabei zeigt sie auf, wie in verschiedenen Lebensabschnitten und Situationen jeweils ein Identitätsmerkmal einer gehörlos geborenen, lesbischen Frau im Vordergrund steht. Gehörlosigkeit als Behinderung spielt dabei eine sowohl positive (Identifizierung mit Gehörlosenkultur und Hilfestellung) als auch negative Rolle (z.B. erschwerter Zugang zu Informationen).

Behinderung – diversity in diversity

In seinem autobiographischen Werk *Mein Dämon ist ein Stubenhocker* schreibt Max Dorner über das Verhältnis von seiner Behinderung und seiner Identität: „Gehört die Behinderung zu mir, ist sie ein Teil meiner Identität geworden? Vielleicht bewegt sie sich wie bei den meisten spannenden Fragen, irgendwo im Sowohl-als-auch. Für Nein spricht: Wenn ich morgen wieder laufen könnte, würde ich meine Behinderung nach einer Phase des Staunens wohl

nicht vermissen. Für ja spricht, wie es im Lied heißt: "I am what I am" – weder ich, noch jeder andere, der mich kennt, wird diese Behinderung von mir komplett abziehen können" (Dorner 1990, S. 132).

Aber was ist eigentlich Behinderung? Diese Frage ist auch bei längerem Nachdenken nicht einfach zu beantworten, denn die Unterschiede zwischen Behinderungen sind so tiefgreifend, dass sie die Unterschiede zwischen lesbischen und heterosexuellen Frauen oder farbigen und lateinamerikanischen Frauen vergleichsweise klein wirken lassen (vgl. Hirschmann 2012, S. 403). Dennoch benötigt eine Kategorie eine Definition. In der Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen wird Behinderung wie folgt definiert: „Zu den Menschen mit Behinderungen zählen Menschen, die langfristige körperliche, seelische, geistige oder Sinnesbeeinträchtigungen haben, welche sie in Wechselwirkung mit verschiedenen Barrieren an der vollen, wirksamen und gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft hindern können“ (Bundesgesetzblatt II 2008, S. 1423). Diese Definition ist einerseits sehr vage („langfristig“), sie betont aber auch, dass es nicht (nur) die Behinderung ist, die eine gleichberechtigte gesellschaftliche Teilhabe verhindert, sondern auch physische und gesellschaftliche Barrieren. Im „Forum behinderter Juristen und Juristinnen“ wird zudem noch der Begriff Beeinträchtigung von Behinderung unterschieden. Beeinträchtigung ist für das Forum „die Auswirkung der auf einer gesundheitlichen Schädigung beruhenden Einschränkung einer körperlichen Funktion, geistigen Fähigkeit, seelischen Gesundheit oder Sinneswahrnehmung im Wechselverhältnis zu üblichen Anforderungen“ (2011, S. 20).

Beeinträchtigt-sein in diesem Sinne ist eine weltweit sehr häufig auftretende menschliche Eigenschaft: „Disability is the most human of experiences, touching every family and—if we live long enough—touching us all“ (Thomson 2002, S. 5). Die wenigsten Behinderungen sind indes angeboren und prägen das Individuum von Beginn seiner Identitätskonstruktion an. Im Gegenteil, die meisten Behinderungen werden während des Lebens durch Unfall, Krankheit oder genetische Prädisposition erworben und erzwingen so vom Individuum eine Anpassung seines Selbstbildes. Menschen mit Behinderungen können in diesem Zusammenhang auch als „the ultimate ‚not me‘ figures“ (Thomson 1997, S. 41), also der ultimative „Andere“ wahrgenommen werden, da nicht-behinderte Menschen wissen, dass ihnen jederzeit ein ähnliches Schicksal widerfahren könnte und diese Vorstellung als negativ empfinden. In diese Richtung kann auch der Fall eines schwerbehinderten Hotelgastes interpretiert werden, der vom Personal des Hotels gebeten wurde, den Saunabereich zu verlassen, da die Sichtbarkeit

seiner Behinderung von anderen erholungssuchenden Hotelgästen als störend empfunden wurde.

Behinderung ist mit Sicherheit eine Identitätskategorie, die mit einem hohen Stigma einhergeht. Die genaue Zahl der Menschen mit Behinderungen in Deutschland ist nicht nur deshalb unbekannt, weil die Definition schwierig ist. Nicht jede(r), dem/der ein Schwerbehindertenausweis zustünde, beantragt ihn und macht damit seinen/ihren Status als „Behinderte(r)“ offiziell. Thomsen schreibt, dass Freund_innen ihr oft sagen: „But I don't think of you as disabled“ und diese Aussage als Kompliment verstehen (2002, S. 22). Thomsen fährt fort: „What they point to in such a compliment is the contradiction they find between their perception of me as a valuable, capable, lovable person and the cultural figure of the disabled person whom they take to be precisely my opposite: worthless, incapable, and unlovable“ (ebd.). Nicht-sichtbare Behinderungen werden u.a. aus Angst vor Stigmatisierung, Diskriminierung und Scham oft verschwiegen, selbst wenn dies negative Folgen für die betroffene Person hat. So ziehen es einige schwerhörige Menschen vor, als arrogant zu gelten, wenn sie nicht auf Ansprache reagieren, als ihre Schwerhörigkeit zuzugeben.

Eine Behinderung scheint auch dem Idealbild des „unternehmerischen Selbst“ entgegenzustehen, bei dem ein gesunder, schöner und leistungsfähiger Körper die Visitenkarte des neoliberalen Arbeitnehmers ist. Dabei wird vorausgesetzt, dass der Körper in direktem Zusammenhang mit den Anstrengungen, also dem Selbstmanagement einer Person steht. In diesem Argumentationszusammenhang hätten sich Menschen mit einem abweichenden Körper diesen Makel selbst zuzuschreiben. Das „Versagen“, seinen Körper zu perfektionieren, kann im Extremfall dazu führen, dass kranke oder behinderte Menschen und Menschen, die nicht den gesellschaftlichen Schönheitsnormen entsprechen, auch als moralisch schwach wahrgenommen werden (vgl. Butler und Bowlby 1997, S. 415).

Menschen mit Behinderungen machen immer wieder die Erfahrung, dass ihre Mitmenschen unangemessen auf ihre Behinderung reagieren. Reaktionen reichen von einer Übergeneralisierung des Konzeptes „Behinderung“ und schließen von behinderten Körpern auf eine Behinderung des Geistes, die sogenannte „Does he take sugar?“-Reaktion (Butler and Bowlby 1997, S. 421). Andere Reaktionen sind unangemessenes Mitleid oder unerbetene Hilfsangebote, die oft, gewollt oder nicht, Ausdruck dafür sind, dass sich die Person der/dem Behinderten automatisch überlegen fühlt. So wird häufig angenommen, dass Menschen mit Behinderungen, wie Frauen oder ethnische Minderheiten aufgrund ihrer „biologischen Beschaffenheit“ eine sozial nie-

dere Position einnehmen müssten (ebd., S. 414). Auf der anderen Seite wird die Behinderung eines anderen auch oft als Grund herangezogen, das eigene Scheitern zu erklären, etwa wenn ein Mensch mit Behinderung einen Arbeitsplatz bekommt, den man selbst gern gehabt hätte. Doch die generelle Erfahrung von behinderten Arbeitnehmer_innen ist die, dass es eine sehr ausgeprägte Benachteiligung von Menschen mit Behinderungen auf dem Arbeitsmarkt gibt. Das betrifft vor allem auch hochqualifizierte Schwerbehinderte, die von der Verbesserung der Situation auf dem deutschen Arbeitsmarkt anders als nicht-behinderte Hochqualifizierte wenig profitieren konnten (vgl. Bundesagentur für Arbeit 2014, S. 9).

Schließlich wird an „behinderten“ Körpern deutlich, dass diese sowohl real als auch konstruiert sind. So wichtig und richtig das soziale Modell von Behinderung auch sein mag: Es mutet zynisch an, einem Menschen, der körperlich leidet und Beeinträchtigungen seiner körperlichen Freiheit und seiner Teilhabe erfährt, zu erklären, dass dies nur konstruiert ist. Auf der anderen Seite kann die Medizin Menschen nicht „reparieren“, selbst wenn diese das wollten. Menschen mit Behinderungen werden trotz bester medizinischer Betreuung im Alltag an physische und gesellschaftliche Barrieren stoßen, deren Existenz nicht einfach abgebaut werden kann. Dass der Abbau von physischen Barrieren nicht nur schwerbehinderten Menschen zugute kommt, betont gerade der Gedanke des „Design für Alle“.

Ein letzter Gedanke zum Schluss dieses Abschnittes: Was wäre, wenn die Medizin Behinderungen nicht nur „heilen“, sondern den menschlichen Körper soweit „verbessern“ könnte, dass er über Fähigkeiten verfügt, die über die natürlichen Potenziale des Menschen hinausgehen? Prothesen, mit denen man schneller oder ausdauernder laufen könnte oder Implantate mit denen man besser hören könnte, sind zwar zurzeit noch Science Fiction, „superabled humans“ erscheinen aber doch in näherer Zukunft realistisch. Was für die einen als Wunschtraum erscheint, ist für andere eine Horrorvision: „It also updates and merges Foucault's ideas of humanization with Haraway's notions of cyborg ontology to look at the borders of man and machine that are fast becoming blurred in today's technological age“ (Valente 2011, S. 649). Die Nutzer dieser Technologie wären nach wie vor behindert und doch körperlich überlegen – welche Konsequenzen hätte dies für unseren Blick auf Behinderung?

Räumliche Konsequenzen von Behinderung

Räumliche Strukturen sind eine spezifische Ausdrucksform und ein Medium sozialer Beziehungen. Das soziale wird räumlich konstituiert und die räumliche Organisation von Gesellschaft ist relevant für ihr Funktionieren (vgl. Strüver

2010, S. 10). Der räumlichen Organisation von Menschen mit Behinderungen stehen spezifische Barrieren entgegen, auf die hier kurz und exemplarisch hingewiesen werden soll, um die damit verbundenen Machtstrukturen aufzuzeigen. Es können in einem ersten Schritt drei Arten von Barrieren unterschieden werden: physische, gesellschaftliche und psychische Barrieren. Diese sollen im Folgenden kurz als ein Konstituens der Ungleichheit und Diskriminierung in Zusammenhang mit Behinderung dargestellt werden.

Physische Barrieren sind am einfachsten zu erkennen und häufig auch zu beseitigen. Sie reichen von Treppenstufen für Rollstuhlfahrer über die fehlende Markierung und akustische Wiedergabe von Informationen für Sehbehinderte über die Verfügbarkeit von Informationen in leichter Sprache bis zur fehlenden visuellen Darstellung von Informationen für Hörgeschädigte. Der Wegfall dieser Barrieren kommt jedoch nicht nur den Menschen mit Behinderungen, sondern auch Menschen mit Kinderwagen oder Gepäck oder Menschen mit geringen Sprachkenntnissen zugute. Neumann hat hierzu die Formel geprägt, dass eine barrierefrei zugängliche Umwelt für etwa 10 % der Bevölkerung zwingend erforderlich, für etwa 30 bis 40 % notwendig und für 100 % komfortabel ist (2005, S. 373).

Gesellschaftliche Barrieren beziehen sich zum einen auf strukturelle Benachteiligungen in Ausbildung, Arbeitswelt, Freizeit und Kommunikation. So hat ein hörbehinderter Mensch im schlimmsten Fall größere Schwierigkeiten bei der Schulbildung und Ausbildung/Studium, da er viele mündlich kommunizierte Informationen nicht oder nur unvollständig erhält und daher mehr als Mitschüler_innen oder Kommiliton_innen nach dem Unterricht vor- und nacharbeiten muss. Arbeitgeber_innen haben oft das Vorurteil im Kopf, dass man Arbeitnehmer_innen mit Behinderung nicht kündigen könne und scheuen davor zurück, sich auf eine(n) Bewerber_in mit Behinderung einzulassen. Gesellschaftliche Strukturen auf der einen Seite und verbreitete Vorurteile sowie fehlendes Wissen der Mitmenschen auf der anderen Seite erweisen sich oft als Hindernis für gesellschaftliche Teilhabe.

Mit den psychischen Barrieren sind Ängste und individuelle Vorurteile von Behinderten und Nichtbehinderten gemeint. Ein hörbehinderter Mensch kann sich zum Beispiel gegen einen Besuch im Schwimmbad entscheiden, obwohl er gerne schwimmen gehen würde und keine physischen oder strukturellen Barrieren dem entgegenstehen würden. Allein die Sorge, angesprochen werden zu können und im Wasser ohne Technik nicht angemessen reagieren zu können, kann dazu führen, dass von dem Vorhaben Abstand genommen wird. Auch hier findet ein Ausschluss aus

Räumen statt, der durch andere Menschen oder Auto-Exklusion bedingt sein kann.

Zuletzt soll an dieser Stelle noch auf die veränderte Raumwahrnehmung hingewiesen werden, die durch eine Behinderung ausgelöst werden kann. Bei Sehbehinderungen ist der Zusammenhang sehr eindeutig: Das räumliche Sehen kann eingeschränkt sein oder Räume können gar nicht mehr visuell wahrgenommen werden (vgl. Kitchen et al. 1997). Ähnliches gilt auch für Personen mit Mobilitätseinschränkungen: „Meine Wahrnehmung von Räumen hat sich verändert, ist viel körperlicher geworden. Jedes Zimmer nehme ich über Distanzen und Bodenbeschaffenheiten wahr. Und wo mir früher immer alles zu eng war und zu klein ist, ist es mir heute zu weit und zu groß“ (Dorner 2009, S. 133). Bei bestimmten psychischen Behinderungen lösen bestimmte Räume Unsicherheit oder Angst aus. Hörbehinderte sind dagegen oft in der Ortung von Schallquellen beeinträchtigt. Laute Räume wie Gaststätten können unwirtlich erscheinen, weil eine Kommunikation bei hohen Schallpegeln nur schwer möglich ist, was Lodge in seinem autobiographisch gefärbten Roman *Deaf Sentence* in einer Szene darstellt: „The reason for his stance is that the room is full of noise, [...]. This is known to linguists as the Lombard Reflex, named after Etienne Lombard, who established early in the twentieth century that speakers increase their vocal effort in the presence of noise in the environment in order to resist degradation of the intelligibility of their messages. When many speakers display this reflex simultaneously they become, of course, their own environmental noise source, adding incrementally to its intensity. [...] He [the man, Anm. J. R.] is, you see, ‘hard of hearing’, or ‘hearing impaired’ or, not to put too fine a point on it, deaf – not profoundly deaf, but deaf enough to make communication imperfect in most social situations and impossible in some, such as this one.“ (Lodge 2008, S. 3).

Fazit

Behinderung verdient in der interdisziplinären Intersektionalitätsforschung in Deutschland ein größeres Gewicht, da es sich um ein Thema handelt, das alle Menschen betrifft und das mit starker Stigmatisierung und Diskriminierung verbunden ist. Es handelt sich um ein extrem komplexes Thema, wie auch die Arten von Behinderungen und deren Auswirkungen extrem vielfältig sind, welches interdisziplinär neben den Disability-Studies auch Disziplinen wie Gender-Studies über Literaturwissenschaften, Medienwissenschaften, Pädagogik bis hin zu Soziologie und Geographie Anknüpfungspunkte an Forschungsfragen bietet. Eine stärkere Auseinandersetzung auf akademischer Ebene könnte zudem dazu führen, Barrieren, egal welcher Art, zu verringern und Teilhabe zu fördern.

Literatur

- Bundesagentur für Arbeit (Hrsg.) (2014): Der Arbeitsmarkt in Deutschland – Die Arbeitsmarktsituation von schwerbehinderten Menschen. Internet: <http://statistik.arbeitsagentur.de/StatischerContent/Arbeitsmarktberichte/Personengruppen/generische-Publikationen/Brosch-Die-Arbeitsmarktsituation-schwerbehinderter-Menschen-2013.pdf> (08.07.2014)
- Butler, Ruth E. und Bowlby, Sophie (1997): Bodies and Spaces: An Exploration of Disabled People’s Experience of Public Space. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 15 (4), S. 411-433.
- Davis, Lennard J. (1997): Nude Venuses, Medusa’s Body, and Phantom Limbs. In: Mitchell, David T. und Snyder, Sharon L. (Hrsg.): *The Body and Physical Difference. Discourses of Disability*. Michigan, S. 51-70.
- Dorner, Maximilian (2009): Mein Dämon ist ein Stubenhocker. Aus dem Tagebuch eines Behinderten. Reinbek bei Hamburg.
- Görsdorf, Alexander (2010): „Sie sind hier falsch, wir sind hier Akademiker!“ Internet: <http://notquitelikebeethoven.wordpress.com/2010/10/26/sie-sind-hier-falsch/> (08.07.2014)
- Haraway, Donna (1991): *Symians, Cyborgs and Women. The Reinvention of Nature*. London.
- Hirschmann, Nancy J. (2012): Disability as a New Frontier for Feminist Intersectionality Research. In: *Politics & Gender* 8 (3), S. 396-405.
- Kitchen, Rob M., Blades, Mark und Golledge, Reginald G. (1997): Understanding Spatial Concepts at the Geographical Scale without the Use of Vision. In: *Progress in Human Geography* 21 (2), S. 225-242.
- Lodge, David (2008): *Deaf Sentence*. London.
- Lutz, Helma und Wenning, Norbert (Hrsg.) (2001): *Unterschiedlich Verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft*. Opladen.
- Neumann, Peter (2005): Raum, Grenzen und die Konstruktion von Behinderungen. In: *Berichte zur deutschen Landeskunde* 79, S. 367-382.
- Strüver, Anke (2010): Intersektionalität in der geographischen Geschlechterforschung – Interdependenzen sozioökonomischer Ungleichheiten – zur methodischen Erfassung der Wechselwirkungen von Raum-, Gesellschafts- und Identitätskonstruktionen durch intersektionale Mehrebenenanalysen. In: *Feministische Georundmail*, Mai 2010, S. 3-12.
- Thomson, Rosmarie G. (1997): *Extraordinary Bodies: Figuring Physical Disability in American Culture and Literature*. New York.

Thomson, Rosmarie G. (2002): Integrating Disability, Transforming Feminist Theory. In: NWSA Journal 14 (3), S. 1-32.

Valente, Joseph M. (2011): Cyborgization: Deaf Education for Young Children in the Cochlear Implantation Era. In: Qualitative Inquiry 17 (7), S. 639-652.

Valentine, Gill (2007): Theorizing and Researching Intersectionality: A Challenge for Feminist Geography. In: The Professional Geographer 59 (1), S. 10-21.

Winker, Gabriele und Degele, Nina (2007): Intersektionalität als Mehrebenenanalyse. Internet: www.sozioologie.uni-freiburg.de/personen/degele/dokumente/publikationen/intersektionalitaet-mehrebenen.pdf (22.07.2014).

Nadine Marquardt und Verena Schreiber

Forschungsprojekt: Das „Stadtteilmütter“-Programm in Berlin-Neukölln und die Produktion intersektionaler Positionen in der Stadtteilpolitik

In unserem Forschungsprojekt zu den „Stadtteilmüttern“ in Neukölln untersuchen wir gegenwärtige Formen der Regierung von (und über) Migrantinnen durch sozialpolitische Programme auf der lokalen Ebene von Stadtteilen und Wohnquartieren. Wir möchten nachvollziehen, wie diese quartiersorientierten Programme Räume ins Visier nehmen, wie sie die lokale Bevölkerung adressieren und für die Stadtteilarbeit aktivieren wollen.

Dass gegenwärtige Regierungsprogramme den Stadtteil und mit ihm die Potenziale des (Selbst)managements lokaler Bevölkerungen für sich entdeckt haben, ist in der Stadtforschung spätestens seit der Auseinandersetzung mit „Soziale Stadt“ (ein 1999 eingeführtes Bund-Länder-Programm der Stadtaufwertung) kein Geheimnis mehr. Eine Reihe von Studien zu „Soziale Stadt“-Programmen und weiteren *area*-basierten-Politiken auf der Ebene von Stadtteilen und Quartieren in anderen europäischen Ländern (etwa der *New Deal for Communities* in England, die *Grands Projets de Ville* in Frankreich, oder das *Kvaterloft*-Programm in Dänemark) macht darauf aufmerksam, dass die subkommunale Ebene zu einem zentralen Experimentierfeld neuer sozialpolitischer Programme avanciert ist und untersucht, wie hier neue Strategien der Steuerung von Stadtgesellschaft erprobt werden (Atkinson 2008, MacLeavy 2009). Insbesondere Stadtteilen, die in der öffentlichen Wahrnehmung als „problematisch“ gelten und die einen hohen Anteil migrantischer Bevölkerung aufweisen, wird mit *area*-basierten-Politiken ein neuartiger Mix aus kriminalpräventiven und integrationspolitischen Interventionen verordnet.

Dieser Bedeutungsgewinn lokaler Nachbarschaften und Quartiere als Ort sozialpolitischer Maßnahmen speist sich aus zwei Richtungen: Zum einen aus dem sogenannten *down scaling* vormals nationaler Verantwortlichkeiten und Aufgabenwahrnehmungen; zum anderen aus der aktuell populären Problematisierung der Integration von Migrant_innen, die vor allem im Modus der räumlichen Verortung vermeintlicher „Parallelgesellschaften“ in innerstädtischen Quartieren operiert und diese Quartiere deshalb

auch zum bevorzugten Einsatzpunkt von Gegenstrategien erklärt. Über das Interventionsfeld des Quartiers versuchen sozialpolitische Programme an ein feines Netz lokal wirkender Sozialtechniken anzuknüpfen – wie die Familie, die Schule, die Nachbarschaft – und sie für ihre Anliegen in Anspruch zu nehmen. Zentrale Schlagwörter dieser Regierungsstrategie sind Begriffe wie Empowerment, Aktivierung, Hilfe zur Selbsthilfe, etc. Lokale Gemeinschaften sollen darin angelernt und bestärkt werden, selbst für das Funktionieren ihrer Stadtteile zu sorgen.

Auch das von uns untersuchte Stadtteilmütter-Programm ist von dieser Regierungsstrategie durchzogen. Das Programm versucht, migrantische Frauen gezielt für die Quartiersentwicklung zu aktivieren und sie durch die Arbeit als Stadtteilmütter zu „empowern“. Das Programm adressiert ausschließlich migrantische Frauen. Um eine Stadtteilmutter werden zu können, müssen diese Frauen zudem selbst Mutter sein, selbst in Neukölln wohnen, aktuell arbeitslos sein und sowohl ihre Herkunftssprache (vom Programm besonders gefragt sind Arabisch und Türkisch) als auch Deutsch sprechen. Das Programm legt zudem Wert darauf, muslimische Frauen für die Arbeit als Stadtteilmütter zu gewinnen.

Schulungen zur Stadtteilmutter haben eine Dauer von etwa sechs Monaten und werden von freien Trägern der Wohlfahrtspflege wie etwa dem Diakonischen Werk organisiert. Das sechsmonatige Training schult die Frauen in unterschiedlichen haushaltsnahen Fragen. Es thematisiert Kindererziehung, (früh)kindliche Bildung und Spracherwerb, Gesundheit und gesunde Ernährung, Partnerschaft, Sexualität und Empfängnisverhütung, Sucht- und Gewaltprävention, und reicht bis zu Fragen der Hygiene, etwa im Hinblick auf die richtige Mülltrennung (hierfür machte eine Schulungsgruppe, die wir während unserer Feldforschung kennengelernt haben, sogar einen Ausflug zu einem nahegelegenen Abfallentsorgungsbetrieb). Ein besonders wichtiges Ziel des Programms im Hinblick auf Fragen der Kindererziehung ist, die Frauen mit dem deutschen Bildungssystem vertraut zu machen und für eine möglichst frühe

Anmeldung von migrantischen Kindern in Kindergärten zu werben. Über die Basisschulung hinaus findet im Rahmen des Trainings auch politische Erwachsenenbildung statt. Themenfelder, die in diesem Zusammenhang aufgegriffen werden, sind z.B. die rechtliche Grundordnung Deutschlands (während einer von uns besuchten Schulung wurden Auszüge aus dem Grundgesetz gelesen), Antisemitismus, oder religiöser Fundamentalismus.

Nach der sechsmonatigen Schulung werden die Frauen zumeist in Form von ABM-Maßnahmen für maximal zwei Jahre beschäftigt. Ihre Arbeit als Stadtteilmütter besteht darin, die in der Schulung erlernten Normen über *peer-to-peer*-Beziehungen an andere migrantische Frauen weiterzugeben und damit gleichsam als „Türöffnerinnen“ zur lokalen Bevölkerung zu dienen. Dafür sollen sie andere Mütter innerhalb ihrer eigenen lokalen Freundes- und Bekanntenkreise für insgesamt 12 Hausbesuche gewinnen, die zur Weitergabe der Schulungsinhalte dienen. Sobald der eigene Bekanntenkreis abgearbeitet ist, sind die Stadtteilmütter aufgerufen, migrantische Frauen im öffentlichen Raum – vor Schulen und Kindergärten, in Parks und auf Spielplätzen, auf Märkten, etc. – anzusprechen und für Hausbesuche zu rekrutieren (im Rahmen unserer ethnographischen Auseinandersetzung mit dem Programm stellte sich heraus, dass viele Stadtteilmütter bevorzugt die Wartezimmer von (Kinder)Ärztinnen für diese Kontaktaufnahme mit anderen Frauen nutzen). Während die Frauen als Stadtteilmütter arbeiten, sind sie angehalten einen roten Schal zu tragen, der sie als Vertreterinnen des Programms im öffentlichen Raum erkennbar macht. Über die Qualifizierung der Frauen als Multiplikatorinnen des in der Schulung vermittelten Expert_innenwissens verfolgt das Programm die Zielsetzung, mithilfe der Stadtteilmütter die gesamte migrantische Bevölkerung im Stadtteil in neuen Formen der Selbstführung anzulernen und gleichzeitig zugänglicher für politisch-administrative Institutionen und soziale Organisationen zu machen.



(Quelle: Diakonisches Werk Berlin 2014)

Unter Politiker_innen und Projektentwickler_innen gilt das Stadtteilmütter-Programm als Riesenerfolg. Es hat eine Reihe von Preisen gewonnen (Diakoniewerk Simeon 2012, Metropolis 2008) und wird mittlerweile von mehreren internationalen *policy*-Datenbanken als „best practice“ für die soziale und kulturelle Integration von Migrant_innen, Muslim_innen oder „ethnischen Gemeinschaften“ gehandelt

(OpenTransfer 2013, NYC Global Partners 2012). Schnell wurde es deshalb nicht nur in anderen Berliner Stadtteilen und in vielen deutschen Städten, sondern auch weit über Deutschland hinaus adaptiert und ist damit zu einem regelrechten Berliner Exportschlager geworden. Im Sinne der *policy mobilities*-Forschung (McCann and Ward 2012) ist das Programm ein Paradebeispiel für eine „fast policy“ (Peck und Theodore 2010) – erst 2006 in Neukölln eingeführt, zirkulierte es nur wenige Jahre später bereits auf globaler Maßstabsebene. Im Hinblick auf seine Inhalte zeugt das Programm zudem von der gegenwärtigen Popularität von edukativen, auf Verhaltensänderungen abzielenden sozialpolitischen Strategien zur Erzeugung von Staatsbürgerschaft (Pykett 2012).



(Quelle: SPD Rudow 2014)

Dieser enorme (und aus unserer Perspektive durchaus überraschende) Erfolg war für uns Anlass genug, uns genauer mit dem Programm zu beschäftigen. Eine Menge Fragen drängten sich auf: Was macht das Programm für Politiker_innen so attraktiv? Welche Problematisierungen von migrantischen Communities in der Stadt werden im Design und in der Praxis des Programms wirksam? Warum sind migrantische Frauen die bevorzugten Adressatinnen und, sobald sie als Stadtteilmütter arbeiten, auch die bevorzugten Agentinnen dieser Integrationsstrategie? Was erscheint am Zugriff auf die lokale Bevölkerung über Frauen als so besonders „smart“ und innovativ? Welche Vorstellung hat das Programm von den lokalen sozialen Netzwerken migrantischer Frauen und wie versucht es diese politisch nutzbar zu machen? Was genau will das Programm an den Alltagspraktiken der Frauen und an den sozialen Beziehungen innerhalb der Familien und Communities ändern und warum gilt Verhaltensänderung (z. B. im Hinblick auf Fragen der Haushaltsführung, Ernährung, Mülltrennung usw.) überhaupt als beste Strategie und Voraussetzung für Integration? Und was genau versteht das Programm eigentlich unter Empowerment?

Um diesen Zusammenhängen auf die Spur zu kommen, haben wir Konzeptpapiere untersucht und Expert_inneninterviews mit Mitarbeiter_innen der kommunalen Verwaltung in Neukölln sowie mit Schulungs- und Arbeitsgruppenleiterinnen des Stadtteilmütter-Programms geführt. Analysiert haben wir das gewonnene Material aus der Perspektive der Intersektionalität – und damit gleichzeitig

auch versucht, das Konzept der Intersektionalität für die Untersuchung sozialpolitischer Programme fruchtbar zu machen. Analysieren wollen wir also ganz und gar nicht den Erfolg der Stadtteilmütter im Stile evaluatorischer Fragestellungen, sondern die Rationalität und Praxis des Programms – seinen spezifischen Blick auf die Frauen und ihre lokale Lebenswelt, die Problematisierungen und räumlichen Verortungen von geschlechtlich-kultureller Differenz, auf denen das Programm aufbaut und schließlich die intersektionalen Positionen, die es selbst produziert und den Teilnehmerinnen anbietet. Mit dieser intersektionalen Perspektive wollen wir mögliche Einsatzpunkte feministischer Stadtforschung weiter ausloten und die bestehenden Analysen von Regierungsprogrammen auf Stadtteilebene weiterentwickeln. Dass das „Regieren durch Community“ (Rose 1996), das im Stadtteilmütter-Programm wie auch in vielen anderen quartiersbezogenen sozialpolitischen Initiativen zum Ausdruck kommt, für eine weitreichende Neuorientierung und Reorganisation sozialpolitischer Interventionen steht, wird in den Sozialwissenschaften bereits seit einiger Zeit diskutiert. Die responsabilisierenden Effekte, die mit der Aktivierung lokaler Communities und der Verpflichtung von Nachbarschaften zu mehr eigenverantwortlicher Teilhabe und Selbstmanagement einhergehen, sind in einer Reihe von Arbeiten kritisch beleuchtet worden. Eine intersektionale Perspektive kann solchen Analysen gleichwohl mehr Tiefenschärfe verleihen. Sie hilft nachzuvollziehen, welche konzeptionellen Verknüpfungen von *race, class, gender, sexuality, space* etc. im „Regieren durch Community“ wirksam werden, welche vergeschlechtlichten und ethnisierten Formen der „Selbstführung“ den Frauen im Stadtteilmütter-Programm nahegelegt werden und welche Defizite ihnen unterstellt werden. Eine intersektionale Perspektive lenkt die Aufmerksamkeit darauf, warum und wie im Rahmen des Stadtteilmütter-Programms eben nicht einfach nur durch lokale migrantische Communities, sondern durch die Mütter innerhalb dieser Communities regiert werden soll.

Die Analyse der Problematisierungen des Stadtteilmütter-Programms haben wir durch ethnographische Teilnahmen an Schulungs- und Arbeitsgruppensitzungen von Stadtteilmüttern in Neukölln vertieft. Im Rahmen eines wöchentlichen Treffens von Stadtteilmüttern im Neuköllner Quartiersmanagementgebiet „Schillerpromenade“ haben wir zudem eine Gruppendiskussion mit Frauen durchgeführt, die zurzeit als Stadtteilmütter arbeiten. Vor allem in unserer ethnographischen Auseinandersetzung mit der Mikroebene der alltäglichen Schulungs- und Arbeitspraxis der Stadtteilmütter stießen wir auf etliche – manchmal offensichtliche, manchmal nur kleine und subtile – Momente und Auseinandersetzungen, die darauf hinwiesen, wie um-

kämpft die Problematisierungen des Programms sind. Es wurde sehr deutlich, dass die als Stadtteilmütter ausgebildeten Frauen die verordneten Inhalte und Verhaltensweisen nicht einfach nur unreflektiert internalisieren. Im Gegenteil, sie nutzen das Programm auch, um sich alternative Räume der Anerkennung zu erstreiten und die dem Programm zugrundeliegenden normativen Setzungen von Geschlecht und Ethnizität mit ihren eigenen Vorstellungen zu konfrontieren. Wir haben daraufhin unser Projekt inhaltlich um die Fragestellungen erweitert, wie die teilnehmenden Frauen die an sie herangetragenen Problematisierungen von Geschlecht und Ethnizität herausfordern, wie sie die vorgegebene und stark standardisierte Vorgehensweise des Programms modifizieren, Inhalte und Art der Vermittlung an ihre Lebenswirklichkeit anpassen und wie sie der Defizitorientierung des Programms entgegenreten.

Ergebnisse unseres Forschungsprojekts sind in dem Beitrag „Mothering urban space, governing migrant women: The construction of intersectional positions in area-based interventions in Berlin“ nachzulesen, der in Kürze in der Zeitschrift *Urban Geography* erscheinen wird. Ein weiterer deutschsprachiger Artikel, der auf die Selbstwahrnehmungen der Stadtteilmütter und ihre Adaptionen des Programms fokussiert, ist derzeit in Arbeit.

Literatur

- Atkinson, Rob (2008): European Urban Policies and the Neighbourhood: An Overview. In: Proceedings of the ICE – Urban Design and Planning 161 (3), S. 115-122.
- Diakoniewerk Simeon (2012): Auszeichnungen des Projektes Stadtteilmütter. www.diakonie-integrationshilfe.de/sis-leistungen/stadtteilmuetter/auszeichnungen.html (03.05.2014).
- MacLeavy, Julie (2009): (Re)Analysing Community Empowerment: Rationalities and Technologies of Government in Bristol's New Deal for Communities. In: *Urban Studies* 46 (4), S. 849-875.
- McCann, Eugene und Ward, Kevin (2012): Assembling urbanism: Following policies and „studying through“ the sites and situations of policy-making. In: *Environment & Planning A* 44 (1), S. 42-51.
- Metropolis (2008): Metropolis Award: First Prize Berlin. District Mothers of Neukölln. <http://awards.metropolis.org/sites/default/files/2008/fichas-en/1-berlin.pdf> (03.05.2014)
- NYC Global Partners (2012): Best Practice: Approaching Integration Through Education. Report on the neighborhood mothers program. www.nyc.gov/html/unccp/gprb/downloads/pdf/Berlin_IntegrationthroughEducation.pdf (04.05.2014).

OpenTransfer (2013): OpenTransfer-Podcast: Stadtteilmütter – ein Nachbarschaftsprojekt verbreitet sich in Europa. Stiftung Bürgermut. www.opentransfer.de/2857/video-podcast-stadtteilmutter-ein-nachbarschaftsprojekt-verbreitet-sich-in-europa/ (04.05.2014).

Peck, Jamie und Theodore, Nick (2010): Recombinant workfare, across the Americas: transnationalizing „fast“ social policy. In: *Geoforum* 41 (2), S. 195-208.

Pykett, Jessica (2012): The New Maternal State: the Gendered Politics of Governing through Behaviour Change. In: *Antipode* 44 (1), S. 217-238.

Rose, Nikolas (1996): Governing „advanced“ liberal democracies. In: Andrew Barry, Thomas Osborne und Nikolas Rose (Hrsg.): *Foucault and Political Reason: Liberalism, Neoliberalism and Rationalities of Government*. London: University College London Press, S. 37-64.

Literatur und Forschungsportale zum Themenschwerpunkt

Erwägen – Wissen – Ethik 24 (3) 2013:

Zur Bestimmung und Abgrenzung von „Intersektionalität“

Mit der Diskussionseinheit „Intersektionalität“ liegt seit kurzem eine sehr lesenswerte Zusammenstellung an Orientierungen und Strömungen zur Thematik vor, welche die Debatte um Intersektionalität in einer bisher nicht dagewesenen Breite und Offenheit abzubilden vermag. Das Format der Zeitschrift *Erwägen – Wissen – Ethik* will explizit der Vielfalt an Meinungen und Einstellungen gerecht werden, ohne dass inhaltlich von Seiten der Herausgeberschaft auf die Beiträge Einfluss genommen wird. Diese Herangehensweise eignet sich für die Thematik der Intersektionalität ganz besonders, plädiert das Konzept doch selbst für Vielperspektivität. Entstanden ist ein Themenheft, das Gudrun-Axeli Knapp mit einem Plädoyer für Intersektionalität als heuristisches Instrument eröffnet. Daran schließen sich über 50 Response-Paper von Wissenschaftler_innen aus unterschiedlichen Fachkulturen an, die das Potenzial des Intersektionalitätsansatzes in allen erdenklichen Formen kritisch ausloten. Eine Übersicht über die Beiträge findet sich unter: <http://groups.uni-paderborn.de/ewe/index.php?id=124#c415>.

Portal Intersektionalität – Forschungsplattform und Praxisforum für Intersektionalität und Interdependenzen

Das Internetportal bietet eine Plattform für Forscher_innen, die sich positiv auf das Paradigma Intersektionalität beziehen. Darüber hinaus richtet es sich an Praktiker_innen, welche das Konzept Intersektionalität in Praxisfeldern wie Antidiskriminierungspädagogik, Gleichstellungspolitik oder Antidiskriminierungsrecht produktiv machen. Zum Angebot des Portals gehören u.a.:

- Schlüsseltexte zu intersektionalen Themenfeldern,
- Hinweise auf Neuerscheinungen, Tagungen, Calls for Paper,
- Datenbank für intersektionale Forschungsprojekte,
- Forum für intersektionale Praxisprojekte.

Weitere Informationen: <http://portal-intersektionalitaet.de>

Veranstaltungen zum Themenschwerpunkt

Bildung < Intersektionalität > Geschlecht

Datum: 5. bis 6. November 2014

Ort: Pädagogische Hochschule Salzburg und Universität Salzburg

Weitere Informationen: http://www.phsalzburg.at/fileadmin/PH_Dateien/Dateien_Zentren/DIVI/Dokumente/Intersektagung_03.06.14.pdf

5. Jahrestagung der Fachgesellschaft Geschlechterstudien e.V./Gender Studies Association

Datum: 13. bis 14. Februar 2015

Ort: Universität Bielefeld

Call for Paper: http://www2.gender.hu-berlin.de/ztg-blog/wp-content/uploads/2014/06/Call_FG+uniBie_Bewegung.pdf

Nachrichten und Aufrufe

Aufruf zur Beteiligung: DFG-Netzwerk „Feministische Geographie“

Wir würden gerne neue intellektuelle Räume für die Auseinandersetzung mit feministischen Geographien in Form eines DFG-Netzwerkes schaffen. Ein DFG-Netzwerk eröffnet die Möglichkeit, sich in einer Gruppe von bis zu 15 Personen intensiv mit einem Thema über drei Jahre zu beschäftigen. In Abstimmung mit interessierten feministischen Geograph_innen aller Karrierestufen planen wir in den nächsten sechs Monaten einen solchen Antrag zu entwickeln. Im Zentrum des Antrags könnten zum Beispiel feministische Theorien oder Methodologien stehen. Das Netzwerk würde sich über die drei Jahre zweimal jährlich treffen, um ausgewählte theoretische und/oder methodologische Ansätze zu diskutieren, gemeinsam Texte zu lesen,

oder um sich mit eingeladenen Expert_innen auszutauschen. Am Ende dieser Auseinandersetzung könnten gemeinsame Artikel oder ein gemeinsames Buch zu feministischen Theorien oder Methodologien in der Geographie stehen. Wir bitten alle, die Lust haben, am Netzwerk mitzuwirken, sich bis zum **15. August 2014** bei uns per E-Mail zu melden: carolin.schurr@geo.uzh.ch, anne.vogelpohl@uni-hamburg.de

Weitere Informationen: www.dfg.de/foerderung/programm/me/einzelfoerderung/wissenschaftliche_netzwerke/index.html

Publikationen und Qualifikationsarbeiten zu Geschlecht und Geographie

Wir würden gerne die Tradition von Elisabeth Bühler fortsetzen und alle Qualifikationsarbeiten (BA, Master, PhD, Habilitation), Artikel und Bücher systematisch sammeln, die mit einer feministischen Perspektive in der Geographie seit 2005 geschrieben wurden. Wir bitten Euch, alle Arbei-

ten und Publikationen zu melden, die bei Euch am Institut abgegeben bzw. veröffentlicht wurden. Bitte schickt die entsprechende Bibliographie bis zum **15. August 2014** an carolin.schurr@geo.uzh.ch

Tagungen, Veranstaltungen und Calls for Paper

Feministisches Geograf_innentreffen im Februar 2015

Das Geograf_innentreffen, das von 1989 bis 2004 ein- bis zweimal jährlich als studentisches Treffen stattgefunden hat, soll wiederbelebt werden. Unter dem etwas erweiterten Namen „feministisches Geograf_innentreffen“ wird vom 19. bis 22. Februar 2015 im thüringischen Waltershausen erneut ein Treffen stattfinden. Das Ziel des dreitägigen Workshops ist zunächst eine Vernetzung von jungen Geograf_innen im deutschsprachigen Raum, die sich für geschlechterbezogene Fragen interessieren. Darüber hinaus soll die Vernetzung in ein Wiedererstarken feministischer und geschlechterorientierter Perspektiven in der Geographie münden sowie zu einem regelmäßig stattfindenden Geograf_innentreffen führen.

An der Vorbereitung sind bisher Inken Carstensen-Egwuom (Flensburg), Nadine Marquardt (Frankfurt/Main), Carolin Schurr (Zürich), Sandra Sosnowski (Bayreuth) und Anne Vogelpohl (Hamburg) beteiligt (s. dazu auch nachfolgende Ankündigung). Zur Teilnahme sind alle Interessierten und insbesondere Studierende eingeladen. Weitere Informationen werden demnächst auf der Homepage des AK-Geographie und Geschlecht bekannt gegeben. Fragen und Anregungen können bereits jetzt an geograf_innentreffen@posteo.de gesendet werden.

Kooperatives Seminar zu Feministischen Geographien an fünf (plus x) Universitäten ab Herbst 2014

Was haben soziale Bewegungen, Wissenschaftskritik, Körper, partizipative Methodologien und Emotionen gemeinsam? Feministische Geographien haben sich mit diesen Themen beschäftigt, lange bevor diese dank der momentanen Popularität von kritischen, emotionalen und mehr-als-repräsentationalen Geographien im Mainstream der Geo-

graphie angekommen sind. Durch eine universitätsübergreifende Lehrveranstaltung möchten wir die Bedeutung feministischer Geographien für theoretische und methodologische Entwicklungen im Fach sichtbar(er) machen und Studierenden einen Zugang zu feministischem Gedankengut ermöglichen. Die kooperative Lehrveranstaltung soll

sowohl die inhaltliche Arbeit zu feministischen Geographien als auch die Vernetzung im deutschsprachigen Raum vertiefen.

Die koordinierte Lehrveranstaltung wird im Winter-/Herbstsemester 2014/2015 jeweils an den geographischen Instituten der fünf Universitäten Bayreuth, Flensburg, Frankfurt/Main, Hamburg und Zürich angeboten werden (Inken Carstensen-Egwuom (Flensburg), Nadine Marquardt (Frankfurt/Main), Carolin Schurr, Karin Schwiter und Katharina Pelzelmayr (Zürich), Sandra Sosnowski (Bayreuth) und Anne Vogelpohl (Hamburg)). Die Seminare werden etwa zur Hälfte identisch verlaufen, etwa zur Hälfte aufgrund von Modulvorgaben und fachlichen Schwerpunkten der Dozentinnen variieren. Sie dienen zur Heranführung Studierender an feministische Ansätze und Geschlechterforschung in der Geographie und letztlich auch der Vorbereitung des nächsten Feministischen Geograf_innentreffens (s.o.).

Der gemeinsame Teil der Lehrveranstaltung besteht vor allem aus der Lektüre derselben Texte aus den Bereichen „Einführung“, „Feministische Theorie und Bewegungen“, „Klassiker der feministischen Geographie“ sowie „Methoden/Methodologien“. Auf folgende Texte haben wir uns in den letzten Wochen geeinigt:

Literatur zu Einführung

Pratt, Geraldine and Erengözgin, Berrak Çavlan (2013): Gender. In: Johnson, Nuala C.; Schein, Richard H. und Winders, Jamie (Hrsg.): The Wiley-Blackwell Companion to Cultural Geography. Malden, S. 73-87.

Fleischmann, Katharina und Meyer-Hanschen, Ulrike (2005): Stadt Land Gender – Einführung in feministische Geographien. Königstein/Taunus (daraus Kapitel 1 und 2: „Das feministische Starter-Kit für Entdecker_innen“ und „Feministische Geographi(nn)en: Berichte aus einem ‚anderen‘ Land“, S. 13-53).

I International Seminar on Gender and Space, April 2015

Datum: 13. bis 17. April 2015

Ort: National Autonomous University of Mexico, Ciudad Universitaria Mexico City

Organized by the University's Gender Studies Program, the Geography Institute, the Faculty of Philosophy and Literature and the University's City Studies Program of the National Autonomous University of Mexico, in collaboration with the Autonomous Metropolitan University, Campus Iztapalapa and Azcapotzalco.

This first meeting is intended to promote discussion on the main theoretical and methodological problems regard-

Wucherpfeffig, Claudia und Fleischmann, Katharina (2008): Feministische Geographien und geographische Geschlechterforschung im deutschsprachigen Raum. In: ACME 7 (3), S. 350-376 (hier wird auch die Geschichte der Geograf_innentreffen erzählt).

Feministische Theorie und Bewegungen

Villa, Paula-Irene (2009): Feministische- und Geschlechtertheorien. In: Kneer, Georg und Schroer, Markus (Hrsg.): Handbuch Soziologische Theorien. Wiesbaden, S. 111-132.

Fraser, Nancy (2009): Feminism, Capitalism and the Cunning of History. New Left Review 56 (2), S. 97-117 (gekürzte dt. Übersetzung in: Blätter für Deutsche und Internationale Politik 8/2009, S. 43-57).

Klassiker der Feministischen Geographie

Monk, Janice und Hanson, Susan (1982): On not Excluding Half of the Human in Human Geography. In: Professional Geographer 34 (1), S. 11-23.

Massey, Doreen (1991): Flexible Sexism. In: Environment and Planning D: Society and Space 9, S. 31-57.

Methode/Methodologie

Moss, Pamela (Hrsg.) (2002): Feminist Geography in Practice: Research and Methods. Oxford (daraus Kapitel 1: „Taking on, Thinking About, and Doing Feminist Research in Geography“, S. 1-17).

Valentine, Gill (2007): Theorizing and Researching Intersectionality: A Challenge for Feminist Geography. In: The Professional Geographer 59 (1), S. 10-21.

Falls Interesse besteht, sich an das Lehrprojekt anzuschließen, besteht dazu weiterhin die Möglichkeit. Interessierte sind herzlich eingeladen, sich bei uns zu melden (entweder individuell oder unter geograf_innentreffen@posteo.de).

ing the study of the relationship between gender and space. The congress aims to establish a permanent Seminar in which new ideas can be discussed, exchanged and produced in an interdisciplinary environment.

Specialists and scholars from the fields of social sciences and the humanities are cordially invited to submit unpublished papers and documentary materials on the subject. Seminar members will subsequently be expected to meet periodically in Mexico City or elsewhere to report their own research progress and engage in theoretical and methodological discussions, as well as share their research experiences.

Of particular interest to the Seminar is the organization of a gender and space research network. Seminar Proceedings will be published in digital format on the Internet, and a printed volume will be prepared with the most noteworthy papers.

Stellenausschreibungen

An der **Universität Hamburg, Geographisches Institut** wird eine wissenschaftliche Mitarbeiterin oder ein wissenschaftlicher Mitarbeiter in einem post-doc-Arbeitsverhältnis gesucht.

Call for papers und weitere Informationen: www.pueg.unam.mx/images/con_gen_in.pdf

Aufgabengebiet: Durchführung von humangeographischen Forschungs- und Lehraufgaben zur Metropolen und/oder Energieforschung (Smart Cities).

Weitere Informationen: www.uni-hamburg.de/uhh/stellenangebote/wissenschaftliches-personal/Geowiss_31-07-14.pdf

Nächste Feministische Geo-RundMail: Ausblick und Aufruf

Der Redaktionsschluss für die nächste Feministische Geo-RundMail Nr. 61 (Oktober 2014) ist der **10. Oktober 2014**. Die nächste Ausgabe beschäftigt sich mit dem Schwerpunktthema **Kritische Geographie und/oder feministische Geographie?**

In der deutschsprachigen Geographie besteht eine große Sympathie zwischen feministischen und kritischen Ansätzen, zugleich finden Auseinandersetzungen unter diesen Labels und zu diesen Themen weitgehend getrennt voneinander statt – trotz gelegentlicher Bekundungen, dass feministische Perspektiven wesentliche Bestandteile kritischer Geographien darstellten und umgekehrt feministische Geographien quasi automatisch kritisch seien. Dies zeigt sich beispielsweise in der seltenen Reflektion nicht nur von expliziten Geschlechterproblematiken selbst, sondern auch von Fragen der Subjektivität und Positionalität in Debatten der kritischen Geographie; oder es zeigt sich hin und wieder in der zu starken Alltagsfokussierung von feministischen Arbeiten, die die Herstellung und Reproduktion von strukturellen Rahmenbedingungen ebenso wie die Suche nach möglichen Alternativen aus dem Auge verlieren können.

Impressum

Die feministische Geo-RundMail erscheint viermal im Jahr. Inhaltlich gestaltet wird sie abwechselnd von Geograph_innen mit Interesse an Genderforschung in der Geographie, die (fast alle) an verschiedenen Universitäten des deutschsprachigen Raums arbeiten. Beiträge, Literaturhinweise und aktuelle E-Mail-Adressen bitte via E-Mail unter Angabe von „Geo-RundMail“ im Betreff an schier@dji.de.

In der kommenden Ausgabe der Feministischen Geo-RundMail sollen daher zwei Perspektiven in den Blick genommen werden: Willkommen sind sowohl Beiträge, die Aspekte des aktuellen Verhältnisses von kritischer und feministischer Geographie diskutieren, als auch solche, die Vorschläge und Ideen für ein fruchtbareres Zusammendenken machen. Das kann in Form von grundsätzlichen Überlegungen, Beschreibungen von gelungenen Forschungsprojekten, Kritiken von wissenschaftlichen Projekten/Tagungen, Abstracts von aktuellen Forschungsvorhaben oder sonstigen Formaten geschehen.

Darüber hinaus sind wie immer alle AK-Mitglieder und Geo-Rundmail-Leser_innen herzlich eingeladen, auch Rezensionen, Literaturübersichten, Hinweise auf Veranstaltungen und Tagungen sowie Informationen zu geplanten, laufenden und abgeschlossenen Forschungsprojekten und anderem mehr einzureichen. Die Beiträge können sowohl in deutscher als auch englischer Sprache verfasst werden.

Eine kurze Ankündigung des geplanten Beitrags kann gerne auch vorab an die Herausgeberin des Themenschwerpunkts gesandt werden: Anne Vogelpohl, anne.vogelpohl@uni-hamburg.de.

Koordination: Feministische Geo-RundMail, Dr. Michaela Schier, Deutsches Jugendinstitut e.V., Abt. Familie und Familienpolitik, Nockherstr. 2, 81541 München

Tel.: 0049/(0)89/62306 352

Aktuelle Nummer & Archiv sind verfügbar unter:

<http://www.ak-geographie-geschlecht.org/pages/rundbrief.html>